

Schlusswort

Mit 26 Jahren kam ich an den Xingu, voller Freude und mit vielen Erwartungen. Eine echte Begeisterung erfüllte mich, als Missionar meinen priesterlichen Dienst einem armen Volk widmen zu dürfen. Ich kam als Ausländer an, als Fremder, und sprach nicht einmal die Sprache der Menschen am Xingu. Ihre Kulturen und Traditionen waren ganz anders als die Feste, die Musik und das Brauchtum in Österreich. Von Anfang an habe ich jedoch nie Vergleiche zwischen Brasilien und meiner Heimat gezogen oder etwa von Österreich geschwärmt.

Am 21. Dezember 1965 bestieg ich in Belém das erste Mal ein Flugzeug, das mich nach Altamira brachte und nach eineinhalb Stunden Flug über den damals beinahe noch intakten Urwald auf der Schotterpiste am Xingu landete. Ich wusste, dass ich bleiben würde. Was mir diese Gewissheit schenkte, weiß ich bis heute nicht, aber irgendwie war ich mir sicher und sagte zu mir selbst: „Das ist nun deine neue Heimat, dein Volk, für das und mit dem du dein Leben leben wirst!“

Sofort spürte ich eine liebende Sympathie der Menschen am Xingu. Sie kamen auf mich zu, nahmen mich herzlich an und auf und wollten ihre spontane Zuneigung immer wieder neu beweisen. Mit einem Mal war ich für sie kein Fremder mehr, sondern ihr Freund und Bruder. Sie sahen in mir den jungen, fröhlichen Padre, der seine Heimat mit dem Xingu getauscht hat und nun Hand in Hand mit ihnen den Weg gehen will.

Beinahe ein halbes Jahrhundert ist seither vergangen und ich habe in diesen fünf Jahrzehnten in Amazonien auch ein Stück amazonische Kirchengeschichte erlebt und sogar mitschreiben dürfen. Als ich ankam, war das Konzil gerade vor ein paar Tagen zu Ende gegangen. Die Konstitutionen, Dekrete und anderen Dokumente, die im

Laufe der Konzilsjahre beschlossen worden sind, hatten selbstverständlich noch keine konkreten Folgen für die pastorale Arbeit am Xingu. Ich zelebrierte die heilige Messe auf Lateinisch. Als Ordensmänner trugen wir alle den weißen Talar. Die Seelsorge beschränkte sich auf die sakramentale Betreuung der Leute, auf Gottesdienste, Andachten, Novenen, Katechismus- und Religionsunterricht in der Schule und dann die endlosen Flussreisen bis in den letzten Winkel der Prälatur, um die Sakramente zu spenden. Während der Woche unterrichtete ich bald auch am Instituto Maria de Mattias und gab mein Bestes, um Volksschullehrerinnen und -lehrer für Altamira und Umgebung auszubilden.

Mit dem Bau der Transamazônica begann ein neues Kapitel in der Geschichte unserer Ortskirche. Tausende Familien zogen aus anderen Bundesstaaten an den Xingu auf der Suche nach einem Stück Land, von dem sie leben konnten. In der Seelsorge standen wir vor nie zuvor geahnten Herausforderungen. Wir waren nur wenige Priester. Die Ansprüche, die eine total neue Wirklichkeit an uns stellte, schienen uns zu erdrücken. Genau in diesem Kontext der Zuwanderung von tausenden Familien und ihrer Ansiedlung an der Transamazônica und deren Nebenstraßen begann das Zweite Vatikanische Konzil plötzlich zu greifen. Der Geist dieses Konzils ließ uns unsere bisherige Seelsorge hinterfragen und mutig nach neuen Wegen suchen, um „die Liebe Gottes allen Menschen und Völkern zu verkünden und mitzuteilen“ (AG 10), wie im Missionsdekret *Ad Gentes* zu lesen ist. 1968 fand die zweite Konferenz der Bischöfe Lateinamerikas in Medellín, Kolumbien, statt. Diese Versammlung auf kontinentaler Ebene hatte sich zum Ziel gesetzt, Wege zu suchen, um die Konzilsbeschlüsse auf dem lateinamerikanischen Kontinent zu verwirklichen. Im Zentrum der Diskussionen stand die pastorale „Grundfrage“: Welche Antwort geben wir als Kirche, im Lichte des Wortes Gottes, das in den Konzilsdokumenten neuen Glanz und frische Farbe erhalten hat, auf die grausame Realität struktureller

Armut und institutionalisierter Ungerechtigkeit, auf die Ausgrenzung und Vertreibung ganzer Völker aus ihrer jahrtausendealten Heimat, auf die Erbarmungslosigkeit und Brutalität folternder Militärdiktaturen?

Die ersten Bischöfe in Brasilien, die sich vom Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils und Medellíns wirklich haben inspirieren lassen, waren die Bischöfe Amazoniens. Ihre Versammlung in Santarém im Jahre 1972 wurde zur Wasserscheide zwischen dem bisher durchaus selbstlosen, oft heroischen, aber fast ausschließlich nur sakramentalen Dienst der Missionare und den neuen Horzonten und Dimensionen, die das Konzil eröffnete. Santarém wählte als pastorale Prioritäten die kleinen christlichen Gemeinden, die später kirchliche Basisgemeinden genannt wurden, und die Ausbildung der Laien, um diese zu befähigen, Verantwortung für die Gemeinden zu übernehmen. Mit der Wahl dieser Prioritäten teilte Santarém die Geschichte der Kirche in Amazonien in ein Vorher und ein Nachher. Als junge Priester begrüßten wir natürlich diesen Neuaufbruch. Der kirchliche Frühling, den das Konzilsdokument *Sacrosanctum Concilium* (Über die heilige Liturgie) schon 1963 während meines Studiums an der Theologischen Fakultät in Salzburg verhieß, erreichte nun Amazonien und ließ Samen keimen und Blüten sprießen. Im Grunde begann ich erst jetzt die Tragweite des Konzils wirklich zu verstehen. Das Konzil war nicht eine Versammlung der Bischöfe der ganzen Welt, die am 8. Dezember 1965 ihren feierlichen, aber endgültigen Abschluss gefunden hatte. Das Konzil war ein Einbruch des Heiligen Geistes in das Leben der Kirche. Und hierher passt nun wirklich das Wort des Apostels Paulus an die Gemeinde von Thessaloniki: „Löscht den Geist nicht aus! Verachtet prophetische Reden nicht!“ (1 Thess 5,19–20).

Der Heilige Geist, der im Konzil so unverkennbar zu spüren war, hat die Wende hin zum Volk Gottes angestoßen. Die Kirche verabschiedet sich vom anmaßenden Selbstverständnis als „societas

perfecta“ (vollkommene Gesellschaft), die in unumschränkter und ausschließlicher Weise über das Heil der Menschen verfügt. In der Dogmatischen Konstitution über die Kirche *Lumen Gentium* versteht sich die Kirche nun zuallererst als „Volk Gottes“ (LG 9–17). Erst dann spricht die Konstitution von der „hierarchischen Verfassung der Kirche“ (18–29) und versteht Hierarchie als Dienst am Volk Gottes: „Die Amtsträger, die mit heiliger Vollmacht ausgestattet sind, stehen im Dienste ihrer Schwestern und Brüder“ (LG 18).

1984 feierten wir mit der ersten Versammlung des Volkes Gottes den 50. Jahrestag der Errichtung des Bistums am Xingu durch Papst Pius XI. Seither wiederholt sich dieses Ereignis alle fünf Jahre. Die gemeinsame Verantwortung von Bischof, Priestern, Ordensleuten und Laien für die Ortskirche kommt dabei besonders zum Ausdruck und stärkt auch immer wieder gerade die Laien in ihrem in Taufe und Firmung begründeten Engagement. Kein Mensch am Xingu identifiziert die Kirche heute nur mit dem Bischof oder den Priestern oder gar nur mit einem Gotteshaus oder der Kathedrale. Wenn ich heute die Leute frage, wer denn die Kirche sei, höre ich ganz sicher: „Wir alle sind die Kirche!“ Und, bei allen Fehlern, die hin und wieder passieren, bei allen schmerzlichen Rückschlägen und auch Misserfolgen, die mir manchmal den Schlaf rauben, oder auch Enttäuschungen, die mir bisweilen das Leben sauer machen, bin ich überzeugt, dass sich am Xingu das Wort des Herrn erfüllt: „Das Reich Gottes ist mitten unter euch“ (Lk 17,21). Und die Antwort der versammelten Gemeinde auf den priesterlichen Gruß „Der Herr sei mit euch!“ keine leere Formel ist, sondern Ausdruck einer tiefen Glaubensgewissheit, die über den liturgischen Bereich hinausgeht und auch im alltäglichen Kampf um eine gerechte, geschwisterliche, solidarische Welt ihren Niederschlag findet: „Er ist in unserer Mitte!“

Mit dem Bau der Transamazônica breitete sich aber auch der Großgrundbesitz aus. Das vom lieben Gott paradiesisch geschaffene

Amazonien erfährt den ersten Dolchstoß der vorsätzlichen skrupellosen Zerstörung. Der jahrtausendealte undurchdringliche Urwald wird in Brand gesteckt. Menschen machen Amazonien zur Hölle des Feuers. Wer die Region am Xingu vor fünfzig Jahren kannte, ist heute bis ins Mark schockiert und kann es kaum glauben, was da in so wenigen Jahren im Namen von „Fortschritt“ und „Entwicklung“ vernichtet wurde. Die Regierungen Lula und Dilma verstehen Amazonien als Provinz der Bodenschätze und andere Naturreichtümer, die es auszubeuten gilt. Der Regenwald muss weichen. Die gigantischen Flüsse werden der Energiegewinnung geopfert ohne Rücksicht auf die Menschen, die im Umfeld dieser Megaprojekte leben, und deren Mitwelt. Riesige Kraftwerksprojekte in der Hand einiger weniger Konzerne stehen gegen die Idee einer dezentralen und nachhaltigen Stromerzeugung, die den Bedarf von Brasilien ohne Raubbau an der Natur decken könnte. Die wissenschaftlichen und technischen Grundlagen dafür sind vorhanden. Es fehlt der politische Wille.

Die Ureinwohner sind die Ersten, die in ihrem Überleben bedroht sind, aber nicht nur sie, auch die Flussbewohner, die seit Jahrhunderten entlang des Xingu siedeln und von Fischfang und Landwirtschaft leben, ja sogar die Einwohner der Stadt Altamira. Im Grunde ist es der Kampf einer naturverbundenen, bodenständigen und nachhaltigen Lebensweise gegen die Übermacht einer Globalisierung, in der Brasilien sich als williger Gehilfe der multinationalen Konzerne und als großer Player auf dem internationalen politischen Parkett positionieren will. Die indigenen Völker Lateinamerikas haben ihre Lebensweise seit unvordenklicher Zeit als „Sumak Kawsay“ verstanden, als „gutes Leben“, als ein Leben in Eintracht mit den Mitmenschen, in Harmonie mit der Mitwelt, in Liebe und Ehrfurcht zu Gott, der uns alle und alles erschaffen hat und liebt. Heute hat die Auseinandersetzung zwischen diesen gegensätzlichen Polen einen Punkt erreicht, der längst über die nationalen Interessen des Großkapitals in Brasilien

hinausgeht. Wissenschaftler weisen nachdrücklich darauf hin, dass die Zerstörung des tropischen Regenwaldes verheerende Auswirkungen auf die Biodiversität, den Wasserkreislauf und das Weltklima hat. Als Bischof stehe ich mittendrin in dieser gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und auch kirchenpolitischen Auseinandersetzung und kann nicht so tun, als ob mich das alles nichts angehe, und, wie mir Leute aus Politik und Wirtschaft manchmal anraten, nur meine „spezifisch religiöse“ Mission erfüllen. Es geht um Leben und Tod, um Sein oder Nicht-sein, um Gerechtigkeit oder Missachtung der Menschenrechte und Menschenwürde.

Je mehr sich diese „Krisis“ in und um Amazonien zuspitzt, desto bedeutsamer wird für mich der Lichtblick, den ich in der Wahl von Papst Franziskus sehe. Von der fünften Konferenz der Bischöfe Lateinamerikas und der Karibik in Aparecida (13. bis 31. Mai 2007) weiß ich aus persönlicher Erfahrung, dass Jorge Mario Bergoglio vom Selbstverständnis der Kirche als „Volk Gottes“ zutiefst überzeugt ist. Wenn vom „Volk Gottes“ die Rede ist, meint man damit nicht nur die Großgemeinschaft von Menschen, zu der man einfach durch Geburt oder Taufe dazugehört, sondern es handelt sich um Frauen und Männer, Kinder und Jugendliche, Alte und Gebrechliche in ihrer je konkreten Lebenssituation, in ihrem je eigenen Umfeld. Diesen ganz konkreten Menschen mit Namen und Wohnadresse soll die Frohe Botschaft der Liebe Gottes verkündet und mitgeteilt werden (vgl. AG 10), aber sie sind keine Seelsorgsobjekte, rein passive Zuhörer, sondern sie alle sind eingeladen, ja aufgerufen, das Evangelium zu verkünden und zu bezeugen, und evangelisieren sich dabei gleichzeitig selbst.

Wenige Tage vor dem Konklave hielt der Erzbischof von Buenos Aires eine Rede, die bei vielen Papstwählern einen tiefen Eindruck hinterlassen hat. Ich bin überzeugt, dass diese Rede für die Wahl von Jorge Mario Bergoglio zum Papst ausschlaggebend war. Kardinal Bergoglio forderte einen radikalen Richtungswechsel. Er ur-

teilte hart über Formen der klerikalen Eitelkeit und über die Beschäftigung der Kirche mit sich selbst. Eine Kirche, die um sich selbst kreist, verfallt einem „theologischen Narzissmus“, sagte er. Sie müsse daher ihre geschützten Räume verlassen. „Die Kirche ist aufgefordert, aus sich selbst heraus und an die Peripherie zu gehen. Nicht nur an die geografische Peripherie, sondern an die Grenzen der menschlichen Existenz: die des Mysteriums der Sünde, die des Schmerzes, die der Ungerechtigkeit, die der Ignoranz, die der fehlenden religiösen Praxis, die des Denkens, die jeglichen Elends.“ Und seit Jorge Mario Bergoglio Papst Franziskus ist, hat er immer wieder in seinen Ansprachen während der Eucharistiefeier in Santa Marta und bei allen möglichen Anlässen dieses selbe Thema angeschnitten und zur Einfachheit, zur Schlichtheit, zum „Aus-sich-Herausgehen und Auf-die-anderen-Zugehen“ aufgerufen, ohne Vorurteile, Ausgrenzung und Diskriminierung.

Wir leben in einer Wendezeit. In Amazonien ebenso wie in der römisch-katholischen Weltkirche. Als Bischof am Xingu habe ich schon sehr bald die Mitra abgelegt. Und mein Amt hat keinen einzigen Tag darunter gelitten. Im Gegenteil. Auch das Papstamt leidet nicht darunter, dass Franziskus auf die roten Schuhe und andere Insignien verzichtet und sich nicht in einer Luxusausgabe irgendeiner Luxusautomarke fahren lässt. Der Bischof von Rom ist und bleibt das Zeichen der Einheit, und das nicht nur symbolisch, sondern auch in seiner Gesamtverantwortung für die Weltkirche.

Niemand will weg von Rom. Wir lieben den Bischof von Rom, den Nachfolger des Apostels Petrus, den Papst, der den Auftrag hat, weltweit die Einheit der römisch-katholischen Kirche zu wahren. Das ist auch die Stärke der katholischen Kirche, ihr besonderer Wert, der angesichts der zunehmenden Bedeutung globaler Machtssysteme nicht hoch genug geachtet werden kann. Nur dadurch, dass er für alle 1,214 Milliarden Katholiken und für alle Kontinente sprechen kann, wird der Bischof von Rom zu einer wirkungsvol-

len, unüberhörbaren Stimme im dissonanten Konzert der Globalisierung. Ein großes, immer noch nicht gelöstes Problem für die römisch-katholische Kirche ist nach wie vor der Ausgleich zwischen Zentralismus und Kollegialität, wie ihn das Zweite Vatikanische Konzil angestrebt hat. Es geht um die Balance: So viel Zentralismus wie notwendig, so viel Entscheidungsfreiheit für die Ortskirchen wie möglich.

Irgendwie denke ich – und das Apostolische Schreiben *Evangelii Gaudium* bestärkt mich in dieser Annahme –, dass Papst Franziskus im Hinblick auf die weltweiten Auswüchse eines menschenverachtenden Kapitalismus eine ähnliche Bedeutung bekommen wird wie Papst Johannes Paul II. im Hinblick auf den seinerzeitigen kommunistischen Ostblock. Das „System Wojtyła“ hat diesen unüberwindlich scheinenden Machtkomplex von innen her unterminiert. Der Papst war nicht mit Divisionen angerückt. Der sowjetische Diktator Josef Stalin hatte wohl recht, als er 1945 bei der Konferenz von Jalta die Frage stellte: „Wie viele Divisionen hat der Papst?“ Aber die Macht kommt eben nicht nur aus den Gewehrläufen und den Spitzeln der Geheimpolizei, wie Stalin annahm. Der lange Zeit unbesiegbar scheinende Kommunismus im Osten Europas ist untergegangen.

„Du aber stärke deine Brüder und Schwestern“ (Lk 22,32). Wir wünschen unserem ersten Papst aus Lateinamerika viel Mut und Kraft im Dienst, den Jesus dem Petrus am Abend vor seinem Leiden aufgetragen hat. Jorge Mario Bergoglio ist im Dienst am Volk Gottes in Buenos Aires groß geworden. In dieser Wendezeit Amazoniens und der Kirche ist Papst Franziskus für mich der von Gottes Geist gesandte Hoffnungsstrahl, der imstande ist, die dunklen Wolken lähmender Verzagtheit zu durchbrechen und die grauen Nebel der Mutlosigkeit aufzulösen.

Altamira, 2. März 2014